

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Der Anfang

urn:nbn:de:bsz:31-39997

in England so sicher gewesen sei, daß Botha die britische Sache ehrlich vertreten werde? Und ich erhielt zur Antwort: Keineswegs! Das englische Kriegsministerium habe vielmehr erst einen Versuchsballon losgelassen und bei Botha angefragt, ob er gewillt sei und es sich zutraue, Deutsch-Südwestafrika zu erobern. — Und man habe hinzugefügt, falls er dies ablehnen zu müssen glaube, habe man in Aussicht genommen, 30 000 Japaner kommen zu lassen und diese mit der Aufgabe zu betrauen. Darauf habe Botha seinen ehrenvollen Auftrag angenommen.

In den Friedensverhandlungen wird es sich zeigen, daß England an der Vergewaltigung unserer afrikanischen Kolonien „völlig unbeteiligt“ ist, daß das ein reines Privatunternehmen der Südafrikanischen Union war und wir uns wegen Herausgabe unserer Schutzgebiete mit Botha auseinanderzusetzen haben. Wenn es noch einen Menschen gäbe, der über die tieferen Zusammenhänge aller kriegerischen Ereignisse im Zweifel ist, wie sie sich seit 1914 in Afrika abgespielt haben, so könnte er aus dieser an sich belanglosen Mitteilung um so eher seine Schlüsse ziehen, als sie aus dem Munde eines aktiven englischen Offiziers stammt. — Auch später traten diese Zusammenhänge, auf die ich noch des öfteren hinweisen kann, zu wiederholten Malen in deutlichster Weise hervor.

Der Anfang.

Mitte September ging es los. Die kleine deutsche Station Kamansdrift am Dranje wurde am 15. September 1914 vom Gegner überfallen und besetzt. In den folgenden Tagen gab es kleinere Zusammenstöße bei

Stolzenfels, Nakab und Nietfontein — die ersten Gefangenen, aber auch die ersten Verwundeten und Toten. Es wurde plötzlich Ernst!

Nach der ganzen Lage der Dinge war ein angriffsweises Vorgehen unsererseits aus militärischen wie politischen Gründen in gleicher Weise ausgeschlossen; demgemäß wurden von Anfang an die militärischen Maßnahmen vom rein defensiven Standpunkte aus getroffen. Die Taktik, die sich daraus ergab, beruhte auf der Beschaffenheit des Landes und auf der Art der zur Verfügung stehenden Kampfmittel. Eines der wichtigsten unter diesen ist in Südwest das Wasser. — Die Anmarschwege des Gegners wurden, wo immer er anzufassen suchte, durch Zerstörung aller Wasseranlagen in Durfstrecken verwandelt, die ihm das Vorwärtskommen ungemein erschwerten und ihn zwingen mußten, seinen Wasserbedarf auf Fahrzeugen mitzuführen. So schmerzlich diese Maßregel an sich empfunden werden mußte, mit der wir selbst große Werte vernichteten, die in jahrelanger mühseliger Friedensarbeit dem dürren Lande abgerungen waren, so unerläßlich war sie unter den gegebenen Bedingungen.

Auch in anderer Weise wurde ausgiebig passiver Widerstand geleistet: Mächtige Tretminen verriegelten die Vormarschstraßen und trugen ihr Teil dazu bei, daß die Eroberung deutschen Landes für den Angreifer nicht zu einem militärischen Spaziergang wurde. Hatte der Gegner eine solche Strecke mühsam überwunden, die seine Gefechtskraft notwendigerweise bis zu einem gewissen Grade herabsetzen mußte, so traf er auf die deutsche Schutztruppe — und auf einen heißen Empfang. Daß wir allmählich aus einer Stellung nach der anderen

hinausgebrängt und zum Zurückgehen gezwungen wurden, war bei dem Flankierungsverfahren des zahlenmäßig weit überlegenen Gegners nicht zu vermeiden; aber wir hinterließen unangenehme Spuren: Durst und Dynamit!

Außerordentlich hohe Anforderungen an die Fähigkeiten der Offiziere und an die körperliche Ausdauer von Mensch und Tier stellte der Aufklärungsdienst. So wertvoll uns die Tätigkeit unserer beiden Fliegeroffiziere gewesen ist, so konnte doch die Luftaufklärung schon aus äußeren Gründen das Patrouillenreiten nur bis zu einem gewissen Grade ersetzen. Tagelang unterwegs durch Busch oder wasserlose Wüste, nur mit dem Allernotwendigsten an Wasser, Hafer und Proviant versehen, mußte der führende Offizier einer solchen Patrouille in Begleitung von zwei oder drei Reitern oft gewaltige Strecken überwinden, um mit dem Gegner in Fühlung zu kommen und seine Aufgabe zu lösen. Patrouillen von zehntägiger Dauer über eine Strecke von insgesamt 300 km und mehr sind tatsächlich geritten und glücklich durchgeführt worden. Nicht selten kam es bei solchen Gelegenheiten zu scharfen Zusammenstößen mit dem Gegner.

Bothas Vorgehen war ein anderes. Er hatte ja Material, Menschen, Zeit, Geld — er konnte sich in Ruhe vorbereiten und uns dann langsam aber sicher an die Wand drücken. So einfach und einleuchtend seine Taktik war, so unfehlbar mußte sie zum Ziele führen. — An Hand seiner neugebauten Bahnstrecken ging er langsam vor, bis seine Truppen mit den unserigen Fühlung bekamen. Eine zahlenmäßige Überlegenheit von mindestens 1 : 10 war dabei selbstverständliche Voraus-

setzung, mit der auch deutscherseits immer gerechnet wurde. Während nun unsere kleinen, vorgeschobenen Truppenteile „beschäftigt“, d. h. in ein Gefecht verwickelt wurden, in dem sie sich gegen die Übermacht nur schwer behaupten konnten, wurden sie in einer oder beiden Flanken von starken feindlichen Streitkräften umgangen und damit gezwungen, das Gefecht abzubrechen und zurückzugehen, um der drohenden Umklammerung auszuweichen. Der somit neu gewonnene Punkt wurde vom Gegner besetzt, befestigt und der Bahnbau nachgezogen.

So arbeitete sich Botha langsam von der Küste durch die Namib ins Land hinein. Später änderte er dieses Verfahren, aber nur, um es in einer anderen, für uns um so unangenehmeren Form wieder aufzunehmen. Der gesamte Nachschub wurde von den inzwischen zu erstaunlicher Zahl angewachsenen Automobilkolonnen übernommen und die kleine Schutztruppe genau so systematisch wie vorher, nur in schnellerem Tempo, aus einer Stellung nach der anderen h i n a u s m a r s c h i e r t, ohne richtig zu Schuß zu kommen.

Daß die Briten bei ihrem Vorgehen von unseren Vorpostenkompanien unter Hauptmann Skultetus, v. Münstermann und anderen nach Kräften belästigt wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Dazu kamen noch andere Umstände, die ihnen den Vormarsch stark erschwerten: Trinkwasser, Lebensmittel, Material, kurz alles bis ins kleinste mußte für die gesamte feindliche Armee auf dem Seewege von Kapstadt oder England herangeschafft werden. Der Typhus forderte Opfer unter den Mannschaften, und die täglichen Sandstürme der Namib machten ihnen das Dasein nicht behaglicher. — Auch Botha vermochte erst allmählich im Verlaufe

eines halben Jahres aller Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, Herr zu werden und sein Expeditionskorps quantitativ und qualitativ auf eine Höhe zu bringen, die ihm einen beschleunigten Vormarsch ins Innere des Landes gestattete. Vorerst gelang es ihm noch nicht, übergroße Lorbeeren zu ernten.

Nach den ersten Patrouillengefechten vergingen einige Tage ohne besondere Ereignisse. Dann erschien Mitte September der englische Hilfskreuzer „Kinsouncastle“ vor Swakopmund, beschloß die „militärischen Anlagen“ und verschwand wieder. Vor Lüderitzbucht tauchte am 19. September 1914 eine große Anzahl von Transportschiffen auf, die unter dem Schutze von Kreuzern das Auslaufen einer Landungsarmee mit allem Zubehör an Kriegsgerät begannen. — Weder Lüderitzbucht noch Swakopmund waren verteidigungsfähig. Sie liegen beide wie vom Himmel gefallen als schutzlose Häuserflecke am flachen Strande inmitten der gelben Sanddünen und waren durch kein einziges Geschütz, geschweige denn durch Befestigungen irgendwelcher Art gedeckt. Beide Städte wurden geräumt, die Vorräte fortgeschafft und die ins Inland führenden Bahnstrecken ausgiebig zerstört. Frauen und Kinder, die in Lüderitzbucht zurückgeblieben waren, wurden von Botha als Zivilgefangene weggeführt und in den Konzentrationslagern der Kapkolonie eingesperrt.

Bei aller Sachkenntnis scheint Botha damals noch unsere Widerstandskraft erheblich unterschätzt zu haben. Anders ist es jedenfalls nicht zu erklären, daß er Ende September mit völlig unzureichender Vorbereitung und minimalen Kräften von Namansdrift her einen Vorstoß gegen den Süden des Schutzgebietes ansetzte, der

mit einem kläglichen Mißerfolg endigte. 300 Mann C. M. R. (Cape mounted rifles von der Permanent force) mit zwei Feldgeschützen und drei Maschinengewehren gingen über den Dranje vor und ließen der Schutztruppe, die eine starke Stellung in den Bergen eingenommen hatte, planmäßig in die Hände.

Das war bei Sandfontein, am 26. September 1914. Das Gefecht, das mit der Morgendämmerung einsetzte und sich über den ganzen Tag hinzog, endigte mit einer vollständigen Niederlage der britischen Truppen. Drei Entsatzversuche, die von Kamansdrift und Gaidib her angesetzt wurden, zersprengte das Feuer unserer Maschinengewehre. Abends 5 Uhr zeigte der Gegner die weiße Flagge. Seine blutigen Verluste waren schwer; 128 Weiße und 44 Eingeborene blieben unverwundet in unserer Hand, Geschütze und Maschinengewehre wurden in brauchbarem Zustand erbeutet. Die Engländer nennen den Platz seither „hellfontein“ (Höllenquelle).

Was man sich bei diesem Vorgehen auf seiten des Gegners gedacht hat, bleibt unklar. Daß Botha annehmen konnte, mit diesen 300 C. M. R. Windhuk zu erreichen, ohne auf Gegenwehr zu stoßen, ist schwer zu glauben. Um so überraschender berührt die Tatsache, daß mit dieser Truppe ein Colonel Grant gefangen wurde, in dessen Papieren sich die Einsetzung zum britischen Militärgouverneur von Windhuk vorfand. — So einfach war die Sache denn doch nicht! — Jedenfalls war man in der Union über das Ergebnis des Einfalls doch einigermaßen betreten und begann das Unternehmen auf anderer Grundlage. Tatsächlich ist während des ganzen weiteren Verlaufs der Operationen vom Dranje her kein ernstlicher Vorstoß mehr erfolgt, bis wir

im Frühjahr 1915 unter dem von Swakopmund her auf Karibib und Windhuk ausgeübten starken Druck der englisch-burischen Hauptmacht den ganzen Süden des Landes freiwillig und planmäßig räumten.

Die ersten Wochen des Oktober gingen hin, ohne daß nochmals größere Ereignisse eingetreten wären. Botha begann allmählich von Lüderitzbucht aus den Bahnbau in die Namib hinein. Deutscherseits wurde bei Aus in den Bergen eine starke Stellung bezogen und festungsartig ausgebaut. Swakopmund wurde von der Kompagnie Skultetus überwacht und das Engländerneft Walfischbai durch ein schneidiges Patrouillenunternehmen ausgehoben. Es folgte Vergeltungsfeuer auf Swakopmund — dann war es wieder still. — Unheimlich still! — Auch die Nachrichten aus der Heimat blieben aus. Togo sprach schon seit Wochen nicht mehr und gab uns dadurch die traurige Bestätigung, daß sich sein Schicksal bereits erfüllt hatte. Wir hatten den stürmischen Vorstoß der deutschen Heere bis vor Paris miterlebt, unzählige Male in Sehnsucht und Zuversicht unsere Gedanken nach der Heimat geschickt, unzählige Male vergeblich versucht, uns ein Bild davon zu machen: „Wie mag es zu Hause aussehen?“ und uns ebenso oft gesagt: „Sei still, sei dankbar, daß du wenigstens hier draußen auf einem ganz bescheidenen Posten ein bißchen mitarbeiten darfst an dem einen großen, dem Daseinskampf des deutschen Vaterlandes.“

Ganz vereinzelt kamen Bruchstücke von Funksprüchen direkt von Nauen nach Windhuk durch. Sie öffneten der Phantasie alle Tore und konnten doch nicht befriedigen. Unsere Kriegsberichte begannen ein stereotypes Aussehen anzunehmen. Sie fingen an: „Aus

Deutschland keine Nachrichten!" Und dann kam's! „Aus fremden Quellen“: Aufgefangene Unterhaltungen neutraler oder feindlicher Dampfer, Funkprüche der englischen Station Slankop, die offenbar besonders für uns gegeben und stilisiert wurden, ein Durcheinander von Alarmanachrichten und Lügenmeldungen aus aller Herren Länder, zu denen man vergeblich einen Kommentar suchte. Wilde Gerüchte aller Art durchschwirrten das Land, verbreiteten unnötige Aufregung und versandeten wieder. Dann herrschte abermals undurchdringliche Stille — und die Phantasie begann, einem Streiche zu spielen.

Die Portugiesen.

Am 23. Oktober 1914 traf im Schutzgebiet eine Nachricht ein, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug und einen Sturm der Entrüstung auslöste. Eine schwache deutsche Patrouille, die im Auftrage des Gouvernements an der Nordgrenze des Schutzgebietes weilte, war von den Portugiesen beim Fort *N a u l i l a* in einen Hinterhalt gelockt und feige ermordet worden.

Das amtliche Material über diesen Vorfall, der so weitgehende Folgen nach sich ziehen sollte, ist nicht bekanntgegeben worden und kann voraussichtlich erst nach dem Kriege veröffentlicht werden. Was ich über seine Vorgeschichte gesehen oder gehört habe, ist folgendes:

Portugal und seine Schutzgebiete wurden unsererseits zu Beginn des Krieges für neutral gehalten. Wenngleich allem Anschein nach mit einer wohlwollenden Neutralität oder einem nennenswerten Entgegenkommen seitens der portugiesischen Nachbarn nicht gerechnet werden konnte, so mußte vom Gouvernement